Osttiroler Heimatblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote"

39. Jahrgang | Donnerstag, 29. Juli 1971 | Nummer 7

Nacheiszeitliche Schneckenablagerungen im Tristacher See

2. TEIL

Von Alois Kofler, Lienz

Auffallend ist, daß keine einzige der nachfolgend aufgezählten Arten derzeit lebend im See bekannt ist. Ob sich aus der postglazialen Epoche oder den letzten Jahrhunderten noch Reste einer lebenden Fauna irgendwo im See gehalten haben, ist nicht bekannt, aber eher unwahrscheinlich. Obwohl der See selber, die Tristacher Seewand, die Galitzenklamm und andere angrenzende Gebiete zu den seit langer Zeit und bestens besammelten Gegenden Osttirols gehören (ein Eldorado für Malakologen) sind die Artangaben für den See recht dürftig; außerdem ist von hier noch nie eine Großmuschel bekannt geworden, die somit mangels anderer Biotope in Osttirol überhaupt fehlen. Insgesamt wurden vom Autor etwa 50.000 Exemplare durchgesehen und folgende Arten festgestellt: (Siehe Fotos: Reihenfolge von oben nach unten):

1. Große Schlammschnecke, Spitzhorn: (Lymnaea stagnalis L.):

Familie Schlammschnecken (Lymnaeidae). Die größten Exemplare sind fast 5 cm hoch. Die Art ist circumpolar verbreitet und auch in Österreich weithin bekannt. Für Osttirol existieren außer dieser Angabe nur noch eine für Lengberg bei Nikolsdorf (Gredler 1859), und ein Exemplar fand der Autor in einem Kleintümpel an der Straße nächst Nörsach. Dieser Fundplatz ist nun durch Schlammablagerungen völlig zerstört, sodaß diese Art als ausgestorben und vernichtet zu betrachten ist.

2. Sumpfschnecke: (Galba corvus Gmelin):

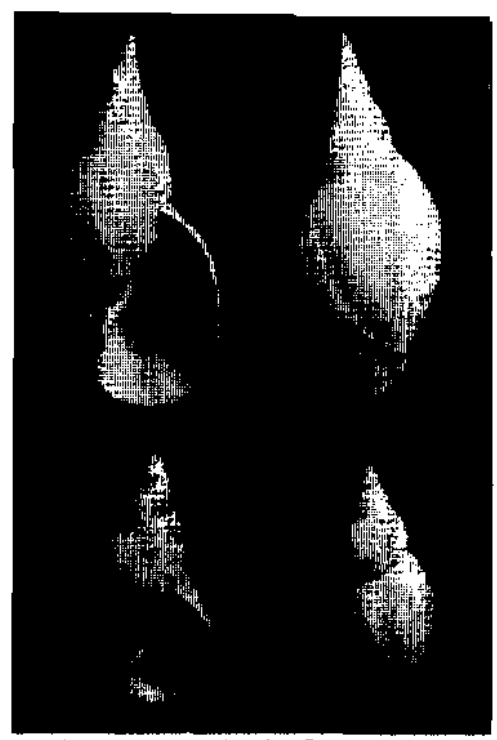
Ebenfalls eine Schlammschnecke, aber kleiner und viel plumper. Maximalhöhe nur 3,5 cm. Die im See befindlichen Exemplare stimmen mit der Größenangabe der Beschreibung nicht ganz überein (sie sind etwas kleiner), aber die Beschaffenheit der Oberfläche ist recht typisch. — Auch von dieser Art wurde ein totes Exemplar in Nörsach gefunden. Also ist auch sie als derzeit in Osttirol ausgestorben anzusehen.

3. Gekielte Tellerschnecke (Planorbis carinatus O. F. Müller):

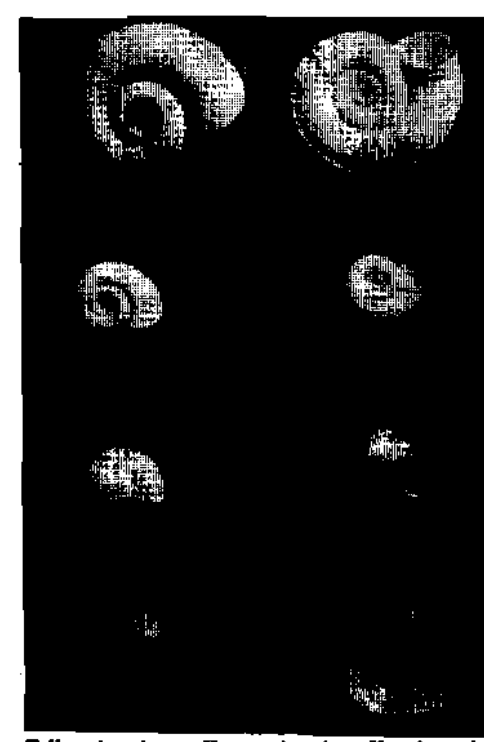
Familie Tellerschnecken (Planorbidae). Diese Art ist leicht zu erkennen an der starken Abflachung, dem spiralig aufgerollten Gehäuse, das außen einen scharfen Kiel besitzt. Sie ist in Europa weit verbreitet, fehlt meist den zentralalpinen Bereichen und wird bei Gredler (1859) für Panzendorf und Arnbach im oberen Drautal mitgeteilt. Da die Art dort und im See nicht mehr lebt, gilt auch sie als ausgestorben oder ausgerottet.

4. Ungekielte Tellerschnecke (Gyraulus acronicus Ferussac).

Auch diese Art gehört zur Familie der Tellerschnecken, ist aber wesentlich kleiner und außerdem abgerundet und ungekielt. Diese und die vorige Art sind leicht voneinander zu unterscheiden, doch gibt es (auch in Osttirol) noch weitere Vertreter dieser Familie, wodurch die Artentrennung etwas schwieriger werden kann. Gyr. acronicus ist eine boreo-alpin verbreitete Tierart, die also im Norden Europas (auch in Nordasien und Nordamerika) vorkommt, in Mitteldeutschland eine breite Auslöschungszone hat und erst wieder weiter im Süden, nämlich im Alpenraum, vorkommt. Ursache dieser disjunkten Verbreitung (die von vielen anderen Tier- und Pflanzenarten bekannt ist) ist ebenfalls die Eiszeit. Pflanzen und Tiere sind dem Rückgang des Eises folgend aus ihren Biotopen in den unvergletscherten Gebieten des mitteldeutschen Raumes nach Norden und Süden hin folgend in ihre ehemaligen Lebensräume oder adäquate Bereiche gelangt. In Osttirol ist diese Art in Wassergräben und Tümpeln bei Arnbach, Sillian, Panzendorf, Tassenbach, Tristacher Au, Lengberg, Nörsach und Matrei früher (Gredler 1859) bekannt gewesen, lebt zum Teil auch heute noch dort, ist aber durch Meliorisationen, Verbauungen und andere „Kultur"-Maßnahmen entweder ausgerottet oder im Bestand sehr stark zurückgegangen.



Große Schlammschnecke, Sumpfschnecke.



Tellerschnecken, Kammschnecke, Kugelmuschel.
Fotos: Dr. A. Kofler

5. Kammschnecke, Federschnecke: (Valvata piscinalis piscinalis O. F. Müller).

Die deutsche Bezeichnung stammt von der federförmigen Kieme, die links und rechts aus der Mantelhöhle vorgestreckt werden kann. — Das Haus ist gedrückt kugelig, der letzte Umgang stark erweitert und aufgeblasen, die Mundöffnung kann mit einem Deckel verschlossen werden. Die Tiere leben im schlammigen Grunde stehender und langsam fließender Gewässer der Flachgaue und der Montanregion, in größeren Seen bis 80 m Tiefe. — Verbreitung in fast ganz Europa, Kleinasien und Sibirien. In Osttirol bei Sillian und Panzendorf in Wassergräben früher zahlreich und schon lange bekannt. — Die angeschwemmten Schalenmassen am Tristacher See wurden zu mindestens 90 Prozent von dieser Art gestellt, die früher in großer Zahl das Wasser bevölkert haben muß. Sicherlich dienten sie auch als wichtige Nahrung für einige der oben genannten Fischarten, beziehungsweise nahmen eine bedeutende Stelle in der allgemeinen Nahrungskette ein.

6. Kugelmuschel: (Sphaerium corneum corneum Linné):

Unter den Unmengen von Schneckenschalen fanden sich nur zwei einzige Muschelschalen. Dies war deshalb möglich, weil eben beide Einzelschalen jeweils fest aneinanderklebten und etwas Luft einschließen konnten. Ob die Zahl der abgesunkenen Halbschalen viel größer war, läßt sich nicht entscheiden, ist aber eher nicht anzunehmen. Die genannte Art war bisher aus Osttirol nicht bekannt und muß somit auch wieder als ausgestorben verzeichnet werden. Nachdem, wie schon erwähnt, keine Großmuschel der Gattungen Anodonta, Unio etc. in Osttirol bekannt ist, sind neben der Kugelmuschel nur die Erbsenmuscheln verbreitet. Diese leben in kleinen und kleinsten Wassergräben, Tümpeln, Seen und Teichen bis ins Hochgebirge. (Derzeit sind bekannt: Pisidium amnicum O. F. Müller, casertanum Poli, hibernicum Westerlund, milium Held, nitidum Jenyns, personatum Malm und subtruncatum Malm, insgesamt also 8 Arten. Der höchste bekannte Fundort ist der Obstanser See in den Karnischen Alpen mit 2.304 m Höhe).

Literatur:

1) Findenegg, I. (1953): Kärntner Seen naturkundlich betrachtet. Carinthia II, 15. Sonderheft. pp. 1-100.

2) Gredler, V. (1859): Tirols Land- und Süßwasser-Conchylien. Verh. d. zool.-bot. Ver. Wien, Bd. 9, p. 213-308.

3) Heller, C. (1871): Die Fische Tirols und Vorarlbergs. Zeitschr. Ferdinandeum, 3. F. H. 16, pp. 295-389.

4) Janetschek, H. (1956): Das Problem der inneralpinen Eiszeitüberdauerung durch Tiere. Österr. Zool. Zeitschr. Bd. 6 (3/5): 421-608.

5) Klebelsberg, R. (1935): Geologie von Tirol. Verl. Borntraeger Berlin, pp. 1-872.

6) Kofler, A. (1970): Einmaliges Schneckenphänomen am Tristacher See. Ostt. Bote, 1970 (24): pp. 12-13, Lienz, 11. 6. 1970.

7) Kofler, A. (1970): Faunistik der Weichtiere Osttirols. Ber. nat. med. Ver. Innsbruck, 58 (im Druck).

8) Kühtreiber, J. (1956): Die Jagd und Fischerei in Osttirol in L. Oberwalder: Osttirol. Ein Wanderführer, Verl. Tyrolia, pp. 80-87.

9) Mayr, M. (1901): Das Fischereibuch Kaiser Maximilians I. Verl. Wagner, Innsbruck, pp. XXVIII, 1-52.

10) Mutschlechner, G. (1953): Zur Glazialgeologie der Lienzer Dolomiten. Carinthia II. (Festschrift Dr. Paschinger). Jg. 142: 57-62.

11) Mutschlechner, G. (1956): Der Höchststand des Draugletschers in den Lienzer Dolomiten. Carinthia II Jg. 66: 13-29.

12) Oberwalder, L. (1956): Osttirol. Ein Wanderführer. Verl. Tyrolia, pp. 1-36, 1 Karte.

13) Turnowsky, F. (1946): Die Seen der Schober-Gruppe in den Hohen Tauern. Carinthia II, 8. Sonderheft, pp. 1-78, 14 Abb.

Lois Ebner

Zimmermannswerkzeug vergangener Bauepochen

Ein Beitrag zur Gerätekunde Osttirols

2. TEIL

2. Sägen

Wichtige Arbeiten werden mit der Säge verrichtet. Sie gehört zu den ursprünglichsten Werkgeräten des „Zimmerers" und hat ihre Bedeutung trotz Technisierung auch heute noch nicht völlig eingebüßt.

Der „Zimmerer" früherer Tage hatte die Säge auf seinen Werkranzen gebunden, ein Beweis dafür, welcher Wertschätzung sich dieses Handgerät erfreute.

Den verschiedenen Werkgängen entsprechend wurden aus ihr mehrere Sonderformen entwickelt.

Die bekannteste Form stellt die gegenwärtig noch häufig in Gebrauch stehende Baumsäge dar. Sie wird von zwei Männern bedient und wird hauptsächlich zum Trennen von Stämmen quer zur Faser verwendet. Ursprünglich trug sie grobe und große Zähne (= eine Art Karfsäge), die später durch kleinere und in der Zahl vermehrte ersetzt wurden.

Als Zimmermannssäge diente neben der Blattsäge, einem sich verjüngenden Sägeblatt mit einem Handgriff (=Fuchsschwanz), und der Bogensäge, die durch Hin- und Herziehen von zwei Männern zum Aufteilen der Stämme in der Quere benutzt wurde, die Klobsäge zum Auftrennen der Stämme der Länge nach. Sie ist ein schmal rechteckiger Rahmen, in dessen Mitte das Sägeblatt eingespannt ist, und wurde meist so benutzt, daß von zwei Arbeitern einer oberhalb des auf einem Gerüst liegenden Stammes, der andere unterhalb des Stammes stand.

Insbesondere verwendete man die Klobsäge zum Herstellen dicker Bohlenbretter für Böden sowie von dünneren Brettern, welche zu Verschalungszwecken („Mantel", traufseitige Abschirmung) und zum Einfassen der Dachsäume („Windbrugge") dienten. Mit dem Aufkommen von Sägewerken (19. Jhdt.) verlor sie ihre Bedeutung zusehends und bald vollends.

Eine ihr wesensverwandte Form ist die Spannsäge, mit dünnem Blatt, feingezahnt und mit leichterem Rahmen ausgestattet. Sie gehört heute zum Inventar eines jeden Bauernhofes und wird für allfällige und leicht zu bewerkstelligende Schneidearbeiten in Haus und Flur verwendet.

In Verwendung steht heute auch noch die Schweifsäge. Sie wird hauptsächlich zu Verzierungsarbeiten an Mantelbrettern, Giebelausschnitten und Sparren- wie Pfettenköpfen herangezogen. Sie besitzt ein äußerst dünnes, schmales und elastisches Blatt, damit sie leicht den geschwungenen und schwierigen Schnittlinien nachgezogen werden kann. Ihre Handhabung erfordert einige Handfertigkeit.

Mit den der Säge eigenen Arbeitsvorgängen wird das Werkstück wichtigen Phasen der Bearbeitung unterworfen. Trennen quer zur Faser längs der Faser, Abstimmen auf genormte Längen und Höhen, Vorschneiden von Kerben und Zapfen, Kröpfen der Balken und Bäume sowie Schweifen von Brettern und Zimmerbaumköpfen zählen zu ihren Hauptfunktionen.

Aber auch hier meldet sich die Technik kräftig zu Wort. Die Motorsäge erleichtert und beschleunigt die Arbeit beim „Zimmern" und führt in vielem das Ende der Säge und mehrerer ihrer Sonderformen herbei. Sie wird praktisch nur mehr dort verwendet, wo das Werken mit der Motorsäge zu beschwerlich oder nicht durchführbar ist.

3. Sonderwerkzeuge

Zu dieser Gruppe zählen insbesondere jene Werkzeuge, welche einerseits für das „Zimmern" unumgänglich notwendig, andererseits aber mit speziellen Werktechniken verbunden sind. Es betrifft dies das Lochen und Bohren, das Glätten der Stämme und zuletzt die Herstellung der Deckmittel für Hof und Haus.

Als Bohrer verwendete man im Mittelalter wie heute den bekannten großen Lochbohrer. Er besitzt eine relativ große Ansatzfläche, die unter Umständen bis zu 7 cm im Durchschnitt erreichen kann. Je nach Gebrauch kann er mit kurzem oder langem Schaftstiefel ausgestattet sein. Mit Hilfe eines Querholzes als Griffstück, das in den schlaufenartigen Achsenstiel gesteckt ist, wird die Drehbewegung durchgeführt, indem mit beiden Händen und durch Belastung mit dem Körpergewicht durch das liegende Holz gebohrt wird.

Das Werken und Arbeiten mit diesem Bohrer ist heute noch üblich, aber kaum (oder nur ausschließlich) beim Hausbau. In Werkkammern („Machlkammern") hängen nicht selten mehrere Bohrer dieser Art, je nach Größe und Griffstück verschieden.

Für kleinere Löcher verwendete man auch hier die Brustleier. Sie ist ein Bohrer in Form einer gekröpften Achse, die zwischen der Brust des Werkmannes und Werkstück eingesetzt, mit leichtem Körperdruck beim Drehen der Leier, das ist der gekröpfte Achsenteil, den Bohrer ins Holz treibt.

Auch bei diesen Werkgeräten ist wiederum eine Ablöse durch den praktikableren Maschinenbohrer festzustellen. Mit dessen Hilfe werden Kraft- und Zeitaufwand erheblich herabgesetzt.

Sehr alt im Gebrauch ist das Stemmeisen. Es durfte und darf beim „Zimmern" niemals fehlen. Sein Hauptgewicht liegt im Ausarbeiten von Löchern, Kerben und Nuten für Zapfen, Ständer und Kerne.

Ebenso werden mit ihm manche Ausbesserungen und Verbesserungen bei Balken, Bohlen, Trämen und Pfetten wie Sparren vorgenommen.

Neben den Hackwerkzeugen kam dem Hobel eine wichtige Aufgabe zu. Führte man mit jenen Grob- und Feinarbeiten (Hakken und Kantigmachen der Baustämme) durch, so diente dieser in vielem als Werkgerät zum Anbringen des letzten und feinsten „Schliffes".

Wir unterscheiden zwei Formen: den Schlichthobel und den Schropphobel.[9]) Beide sind als solche schon im hohem Mittelalter belegt und wurden bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg herauf mehr oder weniger verwendet.

Der Schlichthobel, mit feinerer Klinge und kleinerem Griff- oder Werkgerätkörper ausgestattet, dient zum Glatthobeln; der Schropphobel hingegeo zum Rauhhobeln, d. h. zum Glätten und Abspalten der groben Stellen der Werkstücke.

Starke Verbreitung fand hierzulande der sogenannte Baumhobel (= Schropphobel). (Siehe Abb. 1!) insbesondere in Villgraten und in Defereggen. Er diente zum Glätten der „Zimmerbäume" (= Balken, Bohlen und Kegel), um deren Auflageflächen möglichst bündig zu machen einerseits, andererseits dazu, um die „Zimmerbäume" dellenartig einzuhobeln. In diese geringen und über die ganze Lauffläche ausgedehnten Vertiefungen wurde welches Moos gelegt. Somit erreichte man in weiterer Folge dichteren Verschluß der Zimmerwand und selbstredend wärmere Räume.

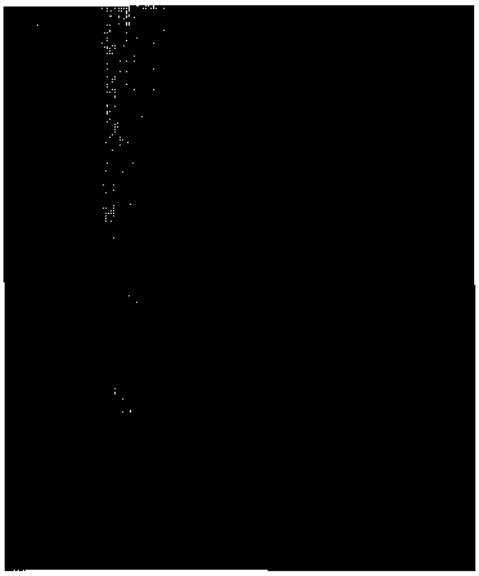


Abb. 1: Baumhobel, Winkel, Zapfenlehre.

Das Werken mit dem Baumhobel war begreiflicherweise anstrengend. Er wurde darum auch von zwei Arbeitern bedient, indem der eine hinten am Hobelgriffstück schob, der andere eber vorne an zwei im Hobel eingetriebenen Holzdübeln, die zur Handhabe dienten, zog.

Der Hobel in letztgenannter Art erweist sich heute als überflüssig; ebenso gehören Schlicht- und Schropphobel der Vergangenheit an. Der „Zimmerer" verwendet nur noch den Handhobel, wie dies auch der Bauer, die übrigen holzverarbeitenden Handwerker (Tischler, Schreiner, Wagner u. a.) und Arbeiter tun. Aber selbst der Handhobel findet nicht mehr annähernd jene Verwendung wie einst.

Wie schon mehrmals angedeutet, unterliegt die Holzverarbeitung und Holzgewinnung einem nachhaltigen Wandel, der die Technisierung zu seiner Ursache hat. Trotzdem ringt uns das Alter und die Bedeutung vieler dieser alten Werkgeräte Achtung und Bewunderung ab.

Bis vor rund 40 Jahren stellte die Schindel schlechthin das Deckmaterial beim Osttiroler Bauernhause dar. Bretterdächer kamen erst durch die serienmäßige Herstellungsmöglichkeit in Sägewerken in Gebrauch. Sägewerke hinwider sind in größerem Umfang erst aus der genannten Zeit bekannt.

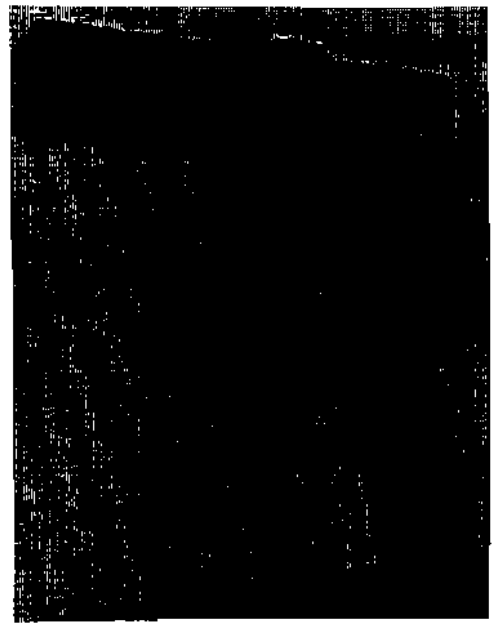


Abb. 2: Bretterklinge.

Die Schindel stellte man durchwegs aus Lärchenholz her. Dieses eignet sich infolge seiner Gewebestruktur besser zum Spalten und erweist sich um vieles haltbarer als das Holz der Fichte oder der Tanne. Zur Gewinnung der Lärchenschindel entwickelte man ein Spezialwerkzeug, nämlich die Bretterklinge (Siehe Abb. 2!)

Diese verkörpert eine 40 bis 50 cm lange Eisenschiene, deren Breite ein Ausmaß bis zu 12 cm annimmt. Die Schiene ist keilartig zugeschmiedet und endet mit einer relativ scharfen Klinge (= Schneide). Ihr Rücken wird betont breit belassen (3 bis 5 cm), damit die Wirkung eines spaltenden Keiles erhalten bleibt und umgekehrt der Schlägel (dieser ist zumeist aus Holz gefertigt) oder Hammer beim Schlag nicht zu sehr beschädigt wird. Eines der beiden Enden der Bretterklinge ist schlaufenartig ausgedehnt. Die dadurch entstandene Öffnung, die in rechtem Winkel zur Klinge steht, dient zum Einführen eines hölzernen Griffstückes.

Zur Herstellung der Schindel benötigte der Werkmann eine Sitzgelegenheit. Im Sitzen klemmte man nun die 90 bis 120 cm langen, runden und entrindeten Lärchenprügel, die auf dem Boden aufstanden, zwischen die Knie. Von den so fixierten Prügeln spaltete man die Schindeln Stück für Stück herunter, indem man die Bretterklinge mit ihrer Schneide auf die obere Fläche des Holzprügels ansetzte und durch gezielte Schläge mit dem Holzschlägel, der ja einarmig bedient wurde, in den Holzprügel trieb. Der Spaltvorgang wurde allenfalls durch eine Drehbewegung mit dem Griffstück der Bretterklinge beschleunigt oder vollends ausgeführt.

Die Gewinnung der Klieb-Schindel, die sich indes als langwierig und anstrengend erwies, — man benötigte für ein Dach hunderte von Stücken —, wurde durch das Klieben nach dem Radius und nach der Faser begünstigt. Es versteht sich von selbst, daß man dabei auch astreines Holz vorzog.

Wer heute die Haltbarkeit und Zeckmäßigkeit eines Schindeldaches überprüft, der ermißt erst die Kunst und die Ausdauer, welche die Herstellung und das Verlegen dieser ländlich-bäuerlichen „Holzziegel" einst erforderten.

Ist mit dieser Gruppe von „Zimmerwerkzeugen" der Blick für die „Zimmerei" um einiges erweitert worden, so ist endlich für alle gemeinsam festzuhalten, daß mit ihnen ganz spezifische Arbeitsgänge und technische Funktionen verbunden sind. Auf Bohrer, Stemmeisen und Hobel wird der Werkmann auch heute nicht ganz verzichten können, auch wenn er sich vielfach schon maschineller Arbeitsmethoden bedient. Die Bretterklinge hingegen hat ihre Bedeutung vollends eingebüßt, da die Schindel durch den in seiner Beschaffung und bautechnischen Verwendung zweckmäßigeren Ziegel ersetzt wird.

4. Zusatzwerkzeug

Verständlicherweise verschaffte sich der Holzbaumann schon früh Werkgeräte, mit deren Hilfe er sein Werk, den Holz- oder Zimmerbau entsprechend schöner und gefälliger gestalten konnte. Zu diesen zählen die Raspel[10]), das Reifmesser[11]) und das Reißmesser.

Die Raspel ist eine Art Holzfeile und wird zum Abglätten verschiedener Kanten bei Balken und Bohlen, „Rafen" (= Sparren) und Pfetten sowie von vorgebohrten — oder gestemmten Löchern, Tür- und Fensteröffnungen verwendet.

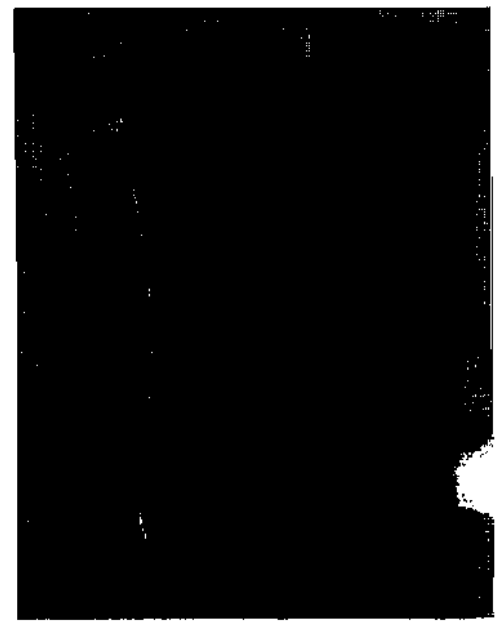


Abb. 3: Reifmesser.

Foto: Lois Ebner, Innsbruck.

Das Reifmesser oder Reifeisen dient annähernd demselben Zweck, nur wird es hauptsächlich zur Verzierung von Pfetten, Rafen und Balkenköpfen herangezogen. Insbesondere erfahren die kantigen Stellen der genannten Werkstücke und Konstruktionsteile ziermäßige Ausstattung. (Siehe Abb. 3!)

Mit dem Reißmesser war ursprünglich das Anreißen, d. h. das fachgemäße Anzeichnen der Schnitt- und Stemmstellen für Zapfen, Kerben und „Schreaten" verbunden. Daneben fertigte man mit ihm kleine Rillen in Latte Dachbretter, um dadurch die Ableitung von Regen- und Schmelzwasser zu verbessern.

Diese drei Werkgeräte werden beim „Zimmern" gelegentlich noch verwendet.

5. Hilfswerkzeug

Mit diesen Werkzeugen ist kein unmittelbarer Zusammenhang zu den speziellen Werkgeräten des „Zimmerers" gegeben. Dennoch sind sie an dieser Stelle anzuführen, um so die gegenseitige Verflechtung von Fach- und Hilfswerkzeug aufzuzeigen.

Hammer und Schlägel gehören zum „Zimmern" wie das Holz als Werkstoff zur Konstruktion. Selbstverständlich verwendete man und verwendet der Werkmann diese Geräte nur als Hilfsmittel zur Erreichung eines bestimmten Zweckes. Ebenso verhält es sich mit dem Zapin [12]) und der Brechstange.

Genannte Werkzeuge sind zur Bearbeitung des Baumaterials mit verschiedenen Spezialwerkzeugen (z. B. Stemmeisen, Bretterklinge) sowie zur zusätzlichen Verankerung der einzelnen Konstruktionsteile in Nuten, Rillen und Fälzen, weiters zum Einschlagen von Nägeln und Klammern jeder Art notwendig. Brechstange (Brecheisen, Hebeisen) und Zapin dienen bekanntlich zum Drehen und Wenden, zum Heben, Ziehen und Festhalten von „Zimmerbäumen", Pfetten, Rafen, Säulen und Trämen.

Diese Hilfswerkzeuge stehen heute genauso in Verwendung wie früher und werden ihren Verwendungszweck auch für die weitere Zukunft des Hausbaues beibehalten.

6. Behelfsmittel

Mit dem bisher beschriebenen Werkgerät ist der Großteil der formbildenden Geräte des „Zimmerers" aufgezeigt. Aus dem Gesagten leitet sich aber auch die Frage nach den Mitteln ab, die der Werkmann zur planenden und vorbereitenden Arbeit beim Beginn des „Zimmerns" benötigte.

Wie alles und jedes, so war auch dieser Teil bäuerlicher Schaffensphäre genauer Beobachtung der altüberbrachten Gesetzmäßigkeiten unterworfen. Um das Bauwesen in jenen Bahnen zu bewahren, entwickelte man im Laufe der Zeit solche Hilfsmittel, die in bautechnischer Beziehung unveränderliche Voraussetzung bildeten. Dabei gingen Idee und Praktik der Anwendung Hand in Hand.

Unter die Behelfsmittel fallen alle jene Geräte, die einerseits ursächlich mit dem Bauen in Holz zusammenhängen bzw. durch es hervorgegangen sind und teilweise nur bei diesem Verwendung finden, andererseits aber mit dem Bauen schlechtweg untrennbar verbunden sind.

Eines der wichtigsten ist das Winkeleisen (Siehe Abb. 1!) in Osttirol kurz mit „Winkel" bezeichnet. Seine Aufgabe besteht darin, daß man „Winkel nimmt", d. h. es wird dazu verwendet, Wände, Säulen und Träme, Tür- und Fensteröffnungen in normalem Winkel auszuzeigen. In seiner urtümlichsten Form bestand es aus Holz.

Als weiteres Gerät hat man in verschiedenen Talschaften die Zapfenlehre entwickelt (Siehe Abb. 1!). Diese diente zum Anreißen der Schnittstellen für Zapfen, „Schreaten" und Zusatzkerben, sowie Fälze und Nuten.

Den „Winkel" ergänzte das Senkblei, ein kleiner, rundlicher und am unteren Ende spitzzulaufender Blei- oder Eisenkörper, der mit einer dünnen Schnur ausgestattet ist. An gegebener Stelle und bei wichtigen Phasen des konstruktiven Aufbaues wurde damit die „Gerade", d. h. die lotrechte Baukomponente bestimmt und vorzeigt, wurden Wände, Ständer und Säulen ausgelotet und eingefluchtet.

Der an einer Schnur hängende Stein gilt als primitiver Vorläufer des Senkbleies oder des Lotes.

Heute werden diese einfachen aber höchst zweckmäßigen Hilfsmittel durch Wasserwaagen verdrängt und ersetzt. Diese erfordern wiederum Maß- und Waaglatten, Vorrichtungen also, die einst weitgehend unbekannt waren, ebenso wie der Meterstab, der erst seit geraumer Zeit durchwegs in Verwendung steht.

An Zubehör benötigte der „Zimmerer" neben Nagel und Klammer insbesondere einen Stift, allgemein als Zimmerkreide bekannt, weiters den Tiegel (= Farbkännchen) mit roter Farbe und die Spindel mit aufgewickelter Schnur.

Mit dem wichtigsten Werkzeug, das sich der hausbauende Mensch allmählich schuf, wurde aus dem Stamm das Bauholz, zu althochdeutsch = timber, hergerichtet. Der es tat, war der timbermann. Sein Arbeitsplatz war der Zimmerplatz, der in geeigneter Lage zum Bauplatz gewählt wurde. Eine eigene Werkstätte hatten Zimmerleute ja nie.

Das geistige Zentrum auf dem Zimmerplatz war der Schnür- oder Riß- (Ritz) boden. Auf ihm wurden die Hölzer nach dem Grund- und Aufriß geritzt (= geschliffet), d. h. mit Hilfe einer in Farbe getränkten, gemäß dem Risse gespannten Schnur — daher Schnürboden — durch geschicktes Federnlassen der Schnur auf das Holz mit Linien gezeichnet. So zog man zuerst eine Mittellinie und hierauf die zwei äußeren Grenzstriche. Nach diesen Linien wurde nun der vorstehende Teil des „Zimmerbaumes" weggehauen und das Holz zugerichtet, wurden Zapfen angeschnitten, Nuten gezogen, Schlitze und Anplattflächen gesägt.

Die Zahl der Behelfsmittel ließe sich noch um einiges erweitern. Wir lassen es aber dabei und mit dem Vermerk bewendet sein, daß sie sich in ihrer Vielfalt einerseits durch neuzeitliche Arbeitsmethoden erübrigen, daß sie andererseits durch moderne Mittel ersetzt werden. Trotzdem darf ihre Bedeutung nicht unerwähnt oder gar geschmälert bleiben, zumal mit ihnen ja teilweise grundlegende Arbeitsphasen und bautechnische Einzelheiten durchschritten bzw. festgelegt wurden.

Die Darstellung drängt zur Zusammenfassung.

Wie wir ausführen konnten, stellt die Gerätewelt des „Zimmerers" eine bunte Vielfalt dar. Dies ist umso bemerkenswerter, als in Osttirol, einem an sich engbegrenzten und manchen Entwicklungsvorgängen nachhinkenden Raum, nicht sämtliche Holzbauweisen geübt und beherrscht wurden. Dennoch konnte sich hier in gewissem Sinn ein Formenreichtum entwickeln, der rückschließend auf das Bauwesen die Bedeutung und das Ausmaß desselben zu dokumentieren vermag.

Die Hauptwerkzeuge hatte der Mensch schon in der Frühzeit geformt und verwendet. Aus dem Mittelalter sind die meisten auf uns überkommenen Werkgeräte bereits bekannt. Die folgenden Jahrhunderte haben demgemäß weniger Anteil an neuentdeckten Werkgeräten als vielmehr an deren Verfeinerung und Vervollkommnung.

In der Verbreiterung treten regionale Unterschiede zutage, die ihrerseits in der Anzahl und im Anwendungsbereich der Geräte zum Ausdruck kommen. Im Lienzer Talbodenraum und im Pustertal ging man früher zum Steinbau über, wogegen die wenig erschlossenen Gebiete des Iseltraumes und des Villgratentales länger am Holzbau verharrten. Dieser war lange Zeit typisch für die genannten Landschaften. Verbreitung und Dichte der einzelnen Werkgeräte erklären sich daraus.

Es läßt sich sagen, daß für die einzelnen Werkgänge insgemein viele und verschiedene Werkgeräte entwickelt worden und in Anwendung gestanden sind, daß aber innerhalb ihrer Erscheinungsformen in Osttirol vieles gemeinsam und bestimmend war.

Von entscheidender Bedeutung ist aber die Tatsache, daß mit der Ablöse des Holzbaues durch den Mauer- bzw. Ziegelbau die alten Werkgeräte brauchlos und überflüssig geworden sind bzw. noch werden. Ist dort der Wendepunkt, oder anders gesagt der Wendepunkt, zu einer völlig neuen Bauweise gegeben, die ihre Gesetzmäßigkeiten in der Nutzanwendung moderner Baustoffe und zeitgemäßer Arbeitsmethoden sieht, so bedeutet es in der weiteren Folge für die alte Gerätewelt des „Zimmerers" das Herabsinken zur Bedeutungslosigkeit. Hier das sich überstürzende Umsichgreifen der Technik und ihr steigender Einfluß auf die menschliche Zivilisation, dort die Zeugen abklingender Arbeits- und Lebensgewohnheiten einer „ruhigen und ausgewogenen Zeit".

Die dadurch hervorgerufene Spannung besteht indes längst nicht mehr. Der Bauer bzw. „Zimmerer" mußte sich mit den Gegebenheiten abfinden, die die neuen Umweltbedingungen mit sich brachten. Für sie bestand eine Aufgabe darin, das Angebot nach allgemeingültigen Maßstäben auszurichten und das Brauchbare sich anzueignen. Daß hiebei das alte Werkgerät aus den Augen verloren wurde, ist nur zu verständlich.

Diesem Beitrag — wir erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit — sollte es obliegen, einerseits das Interesse an den alten Geräten zu wecken und in etwa einer breiteren Bevölkerungsschicht zugänglich zu machen, andererseits sollte damit, wenn auch nur mangelhaft, eine Lücke gefüllt werden.

---

9) Vergleiche, Schöpf A. J., a. a. O., S. 268.
10) Vergleiche, Schöpf A. J., a. a. O., S. 535.
11) Vergleiche, Schöpf I. J., a. a. O., S. 545.
12) Vergleiche, Schöpf A. J., a. a. O., S. 823.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Osttiroler Heimatblätter - Heimatkundliche Beilage des "Ostiroler Bote"

Jahr/Year: 1971

Band/Volume: 1971-39-7

Autor(en)/Author(s): Kofler Alois

Artikel/Article: Nacheiszeitliche Schneckenablagerungen im Tristacher See (Fortsetzung) 1